

# Begrüßung

**Diakonie**   
Deutschland

Evangelischer Bundesverband  
Evangelisches Werk für Diakonie  
und Entwicklung e.V.

**Begrüßung**  
**Symposium „Diakonische Identität in einer  
pluraler werdenden Gesellschaft**

Präsident

Ulrich Lilie  
Caroline-Michaelis-Straße 1  
10115 Berlin  
Telefon: +49 30 65211-1763  
Telefax: +49 30 65211-3763  
praesidialbereich@diakonie.de

*Es gilt das gesprochene Wort.*

Sehr geehrte Damen und Herren,

herzlich willkommen zu unserem gemeinsamen Symposium  
„Diakonische Identität in einer pluraler werdenden Gesellschaft“, das  
die Diakonie Deutschland gemeinsam mit dem Verband  
diakonischer Dienstgeber in Deutschland und dem Institut für  
Diakoniewissenschaft und DiakonieManagement (IDM) veranstaltet.

Auch im Namen von Frau Prof. Hofmann und Herrn Dreyer begrüße  
ich hier im Tagungswerk Berlin. Frau Prof. Dr. Hofmann hat mich  
gebeten, Sie herzlich zu grüßen. Sie bittet um Ihr Verständnis, dass  
sie aufgrund der Bischofswahl der EKKW heute und morgen nicht  
bei uns sein kann. Wir freuen uns, dass Herr Prof. Moos über die  
am IDM aus der Perspektive von Mitarbeitenden gewonnen  
Erkenntnisse berichten wird.

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,  
I.

der Streit um diakonische Identität ist eigentlich ein alter Hut. Er beschäftigt die Diakonie seit den Anfängen der Diakonischen Unternehmen. Wer passt zu uns und wer nicht? Was soll sich in, durch unserer Arbeit vermitteln? Was zeichnet den Diakonie-Spirit, den diakonischen Geist aus, der uns von anderen Wohlfahrtsverbänden, sozialen Unternehmungen unterscheidet? Gibt es diesen Geist überhaupt – außerhalb von Gottesdienst, Seelsorge und Bildung? Spürt man ihn auf Station, in der Beratung, im Umgang miteinander? Und wenn man ihn spürt – was spürt man überhaupt?

Schon immer gab es unterschiedliche Meinungen zu dieser Frage. Ich zitiere aus einem 174 Jahre alten Brief, der am 24. März 1845 von Dresden nach Kaiserswerth geschickt wurde. Die 25-jährige Diakonisse Pauline Wuttge war damals daran beteiligt, ein Krankenhaus aufzubauen: die neugegründete Diakonissenanstalt Dresden. Sie lernte Pflegekräfte an und schulte neue Diakonissen. An Theodor Fliedner schreibt sie:

„Am 2. Feiertage ist die erste Probepflegerinn angekommen; sie ist aus Ostpreußen gebürtig, hat sich längere Zeit in Leipzig aufgehalten, u. dort ist es ihr eingefallen, Diaconissin zu werden. Sie

ist aber nicht gläubig, doch war Frau von Brause ( - *die Vereinsvorsitzende* -) nicht von ihr abzubringen. Nun hat sich das arme Mädchen schrecklich getäuscht, sie ist sehr vornehm erzogen, nur gewöhnt sich bedienen zu lassen“ (...) Heut ist noch eine zweite Probepfl. gekommen, die äußerlich zwar wenig anspricht, auch lahm an Arm und Fuß ist, (doch nicht sehr auffallend) aber sie kennt die rechte Quelle, aus der man schöpfen muß.“<sup>1</sup>

Das Seufzen ist unüberhörbar. Die Meinungsverschiedenheiten von damals. Die Suche nach Kriterien. Die Bedeutung des gesellschaftlichen Backgrounds, der physischen Belastbarkeit. Und Evangelisch allein war nicht genug – „gläubig“ sollten sie sein.

2019 wird anders geseufzt als 1845. Unser Pflegenotstand ist ein anderer als der im 19. Jahrhundert. Die gesetzlichen Rahmenbedingungen sind anders. Die Bedeutung der Kirche ist eine andere. Aber die Frage, wer oder was passt zu uns, wie erreichen wir hohe Professionalität und ein protestantisches Profil ist geblieben. Jede Generation muss neu klären, was es bedeutet, in ihrer Zeit Diakonie zu sein.

Ich finde das ermutigend. Es befreit einen aus der Denkfalle „früher“ wäre es einfacher gewesen. War es nicht.

---

<sup>1</sup> Peggy Renger-Berka: Weibliche Diakonie im Königreich Sachsen. Das Dresdner Diakonissenhaus 1844-1881, Leipzig 2014, Seite 35.

## II.

Was kennzeichnet die Zeit, in der wir zu klären haben, was diakonisches Profil ausmacht?

Prominente Denker sprechen von einem Epochenbruch ähnlich dem der Industrialisierung. Das bedeutet: Deutschland wird mit großer Geschwindigkeit ethnisch, kulturell und religiös vielfältiger. Die Anzahl der Kirchenmitglieder wird abnehmen. Außerdem wird die Gesellschaft trotz Migration immer älter, sie wird sozial ungleicher und digitaler – was noch einmal immense soziale Folgen nach sich ziehen wird:

Was bedeutet Arbeit in Zukunft? Wie finanzieren wir den Sozialstaat? Das Gesundheitssystem? Wie gelingt es uns, allen eine gleichberechtigte Teilhabe am politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben zu ermöglichen? Und wie schaffen wir es, auf globale Phänomene wie den Klimawandel zu reagieren?

Das sind nur wenige Aspekte, die hier reichen sollen, um anschaulicher zu machen, in welchem Kontext wir heute zu formulieren haben, was es bedeutet, Diakonie zu sein. Wie kann die Diakonie in diesem Kontext im Markt der sozialen Dienstleister erkennbar evangelischer Wohlfahrtsverband bleiben? Wie kann sie – um es mit den Worten des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) zu sagen – ihr „Ethos der Organisation“ wahren?

### III.

Die gesellschaftliche Situation erfordert eine kulturelle Öffnung der Diakonie. Und zwar in zwei Richtungen:

Nach innen: Aus pragmatischen und professionellen Gründen öffnet sie sich für Menschen, die konfessionslos oder anders religiös sind. Grund ist der Fachkräftemangel auf der einen Seite, aber eben auch die Tatsache, dass unsere Gesellschaft und damit die Menschen, für die wir da sein wollen kulturell und religiös vielfältiger werden. Das bringt konkret neue Anforderungen mit sich.

Mit der veränderten Loyalitätsrichtlinie begegnen wir diesen Anforderungen. Das kirchliche Arbeitsrecht bietet den Schutzraum, in dem diese Öffnung geschieht. Wir lassen das vom Verfassungsgericht derzeit prüfen und hoffen auf höchstrichterliche Bestätigung.

Längst beschäftigen wir uns intensiv mit den Themen, die sich mit der kulturellen und religiösen Sensibilität unserer Arbeitsgebiete verbinden. Im Bundesverband haben wir eine neue Abteilung gegründet, das Zentrum Engagement, Demokratie und Zivilgesellschaft. Dort wird am Thema Diakonie in der postmigrantischen Gesellschaft gearbeitet.

Diakonie öffnet sich auch nach außen: Für neue Partner in der Zivilgesellschaft vor Ort. Wo das heute schon gelingt, machen wir die allerbesten Erfahrungen. Wenn Wohnungswirtschaft, Kommunalpolitik, freie Wohlfahrt lernen miteinander zu arbeiten, hat das vor Ort Vorteile für alle.

Oder um bei uns selber anzufangen: Diakonie und Kirche, Unternehmerische Diakonie und Gemeindediakonie – wie können die enger zusammengehen? Wir müssen, aus unsere Binnenlogiken herausfinden, um den komplexen Anforderungen unserer Zeit angemessen, teilhabeorientiert begegnen zu können. Das gilt für Themen wie Inklusion und Integration in der Kommune genauso wie für die globalen Fragen wie Migration oder Klimawandel.

Selbstbezogene Alleingänge sollten kooperativen Lösungsansätzen weichen.

Diakonie heißt dienen und dazwischen gehen. Brücken bauen, Verbindungen schaffen, Menschen zusammenbringen. Die Diakonie will helfen, die Gesellschaft teilhabeorientierter und chancengerechter für alle mitzugestalten. Diese Überzeugung wurzelt in unserem Glauben.

IV.

Wer sich öffnet, geht in Begegnung. Wer in Begegnung geht, sollte erkennbar sein. In einer heterogener werdenden Gesellschaft müssen Kirche und Diakonie sich besser vernetzen, um mit ihrer

Botschaft vernehmbar zu bleiben. Auch hier gilt: Kooperation ist der Weg. Darauf antwortet die Gründung von „midi“, der neuen evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung, die Ende Mai feierlich eröffnet wird.

Dieser Think Tank von EKD und Diakonie wird ihren Arbeitsschwerpunkt auf Glauben und Spiritualität legen und sich sowohl an Mitarbeitende von Kirche und Diakonie, als auch an evangelische Christen und die Klienten diakonischer Einrichtungen wenden.

Ein weiteres Beispiel zum Thema Netzwerken: „WIR & HIER.“ – so wird ein gemeinsam von EKD und Diakonie Deutschland veranstalteter viertägiger Kongress im nächsten Jahr heißen, bei dem wir am Gemeinwesen orientierte Ansätze der Diakonie und der Kirche in immer diverser und ungleicher werdenden Sozialräumen ausbauen und befördern wollen.

Wenn es gelingt, dass Kirche und Diakonie in ihren verschiedenen Gestalten als Ausdruck des evangelischen Glaubens wahrgenommen wird und als Kraft – wäre viel gewonnen. Dass das gelingt wird viel damit zu tun haben, ob und wie wir gemeinsam mit anderen daran arbeiten, dass unserer Gesellschaft gerechter und barmherziger wird. Diakonie ist "Gottesdienst mit den Händen" und Teil des evangelischen Glaubens.

Und nun übergebe ich das Wort an Frau Dr. Köser, die aktuell als Studienleiterin der Führungsakademie für Kirche und Diakonie, das Thema Diakonische Profilbildung seit vielen Jahren begleitet – und übrigens bereits in ihrer Promotion „Denn eine Diakonisse darf kein Alltagsmensch sein. Kollektive Identitäten Kaiserswerther Diakonissen 1836-1914“ zum Thema Mitarbeitende und Profil gearbeitet hat.

Sie wird unsere Tagung als Moderatorin begleiten.

Ich wünsche uns eine inspirierende Tagung!